

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 131.

Posen, den 27. November 1927.

Nr. 131.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

50. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Am nächsten Tage — sein Diener hatte ihn morgens noch angekleidet auf dem Sofa liegend gefunden — kamen Schindler und Dupont, der Impresario der Aufführung, zu ihm, und Beethoven sagte diesen klipp und klar ins Gesicht, daß er von ihnen zweifellos betrogen worden sei. Man bemühte sich, ihm die Unmöglichkeit eines Betruges damit zu beweisen, daß jedes Geldstück durch die Hände beider Theaterkassierer gegangen sei, daß die Rapporte genau stimmten und daß überdies sein Neffe Karl im Auftrage seines Bruders Johann, des Apothekers, als Kontrolleur bei der Kasse tätig gewesen sei, aber Beethoven verblieb bei seiner Beschuldigung und ließ sich durch keinen Einwand von seiner Meinung abbringen.

Aber eine Freude sollte dem unglücklichen Meister dennoch als Folge der Erstaufführung seiner „Neunten“ zuteil werden, der gemeinsame Besuch der zwei berühmtesten Sängerinnen jener Zeit, Karoline Unger und Henriette Sonntag. Die Unger hatte in dem Konzert als Solistin mitgewirkt, und der dankbare Meister sah sich veranlaßt, die Künstlerin zu einem Mittagessen in seinem Heim einzuladen. Die Sängerin nahm die Einladung gern an und nahm, um etwaigen üblichen Nachreden zu entgehen, ihre Kollegin Henriette Sonntag zu diesem Besuche mit. Man munkelte damals in Wien viel davon, daß Beethoven zu Fräulein Unger in näheren Beziehungen stehe, doch kannte er sie schon lange durch ihren Vater und verfolgte ihren künstlerischen Aufstieg mit Interesse.

Die beiden Mädchen erschienen in frohester Laune in seiner bescheidenen Wohnung und lachten viel über den Strich, der Beethoven als Klingelzug diente. Sie genossen das Mahl in heiterster Stimmung, und die beiden Damen sprachen dem reichlich servierten süßen Weine in solchem Maße zu, daß sie bald sehr übermütig wurden. Beide sangen, lachten und tollten in der Stube herum, daß auch der sonst so ernste Meister von ihrer Laune mitgerissen wurde, und es gab — in allen Ehren — ein kleines Bacchanale, das insofern ein böses Ende nahm, als der Sonntag von dem Weine so übel wurde, daß sie am Abend ihre Mitwirkung in der Oper absagen und zwei Tage das Bett hüten mußte. Aber dennoch waren beide Künstlerinnen stolz darauf, dem ernstesten Meister ein paar frohe Stunden bereitet zu haben und trohten den bösen Tratschereien, welche daraufhin in ganz Wien von Mund zu Mund gingen.

Beethovens Bruder Johann, der reich gewordene Apotheker, der sich eine schöne Bestzung mit einem Schloß in Gneizendorf bei Krems angekauft hatte, weilte oft in Wien, um sich dort in seinem Glanz und Reichtum zu zeigen und an dem Ruhm seines Bruders Anteil zu haben. Seit Jahren hatte Ludwig seinen Bruder nicht mehr finanziell in Anspruch genommen, aber trotzdem

bemühte sich Johann, vor der Welt weiterhin den „guten Bruder“ und Mäzen zu spielen. In einer Gesellschaft traf Johann den damals in Wien weilenden Berliner Schriftsteller und Musikkritiker Ludwig Kellstab, der bei der Nennung des Namens Beethoven überrascht aufschah und einen wohlbeleibten, elegant gekleideten Mann vor sich sah.

„Ich bin der Bruder des berühmten Komponisten!“ stellte er sich Kellstab vor.

Sie kamen rasch in ein Gespräch über den Meister, und Kellstab bedauerte dessen Mißgeschick des Verlustes seines Gehörs mit der Frage, ob denn nichts dagegen geschehen sei.

„Alles mögliche,“ erwiderte Johann. „Zehntausend Gulden habe ich dem Arzt versprochen, dem es gelingt, ihn zu heilen!“

An dieser Behauptung war kein wahres Wort, denn Johann hatte sich niemals um das Schicksal seines Bruders bekümmert, und sein Interesse widmete er nur seinen finanziellen Verhältnissen, einzig in der Sorge, von ihm etwa wieder in Anspruch genommen zu werden. So erkundigte er sich alsbald bei Kellstab, was man in Berlin von seinem Bruder halte, ob man seine Werke häufig zur Aufführung bringe und ähnliches mehr. Kellstab konnte ihm versichern, daß Beethoven in Berlin fast mehr geschätzt wird als in Wien, daß seine Sinfonien und Quartette dort fleißig aufgeführt würden und daß sein „Fidelio“ — im Gegensatz zu Wien — dort ständig auf dem Repertoire wäre, worüber sich Johann recht erfreut zeigte.

Kellstab blieb durch Monate in Wien und fand trotz wiederholter Versuche keine Gelegenheit, zu Beethoven zu kommen, der damals anhaltend kränklich war. Briefe Kellstabs blieben unbeantwortet, und trotzdem sandte dieser ihm einige Gedichte mit der Bitte, dieselben in Musik zu setzen. Eines Tages traf Kellstab den Neffen Karl, der bei seinem Oheim wohnte, und dieser kam sofort auf Kellstabs bisher erfolglose Bemühung zu sprechen. „Sie haben meinem Onkel sehr hübsche Gedichte geschickt; er dankt Ihnen sehr dafür und hat sich geäußert, er werde sie in Musik setzen.“ Kellstab wußte nicht, ob diese Mitteilung eine bloße Höflichkeitsphrasen sei oder auf Wahrheit beruhe. Etwa vierzehn Tage später — seine Heimreise nach Berlin stand unmittelbar bevor — wagte er abermals den Versuch, zu Beethoven zu gelangen, und zu seiner größten Ueberraschung öffnete ihm auf sein Klopfen dieser selbst die Tür.

Beethoven führte ihn in sein Zimmer und lud ihn, indem er ihm die stets bereit liegende Schreibtafel reichte, zum Sitzen ein.

„Ihre Krankheit hat mich bisher abgehalten, zu kommen,“ schrieb Kellstab.

„Ach,“ rief Beethoven kopfschüttelnd, „das hätte Sie nicht abhalten sollen. Wie ich mich in der letzten Zeit befand, befinde ich mich fast immer im Winter. Mir wird erst wohl, wenn ich im Sommer aufs Land ziehe. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich so krank gewesen sei?“

Kellstab schrieb ihm in Kürze die Namen der Personen auf, worauf Beethoven abermals den Kopf schüttelte.

„Ich habe öfters trübe Stunden,“ sagte er ernst, „wo ich den Leuten um mich sage, sie sollen niemanden vorlassen! Aber Sie wissen leider gar keinen Unterschied zu machen. Es kommt so viel lästiger Besuch! Dazu tanze ich nicht.“

„Haben Sie meine Gedichte erhalten?“ schrieb Kellstab nach einer kurzen Pause.

Beethoven nickte und deutete auf den Tisch, wo unter vielen anderen Papieren einige Blätter derselben zerstreut lagen.

„Sie gefallen mir sehr; wenn ich wohl bin, gedenke ich einige davon zu komponieren.“

Kellstab ergriff Beethovens Hand und drückte sie mit aller Wärme, dies schien ihm deutlicher als einige Worte auf der Schreibtisch. Beethoven verstand auch, wie jener es meinte; das sagte sein erwidrender Händedruck und sein Blick.

„Im Winter,“ fuhr er dann fort, „tue ich nur wenig; ich schreibe dann nur auf und setze in Partitur, was ich im Sommer gemacht. Das nimmt aber doch viel Zeit fort. Wenn ich erst wieder auf dem Lande bin, dann habe ich Lust zu allem.“

„In der vorigen Woche habe ich Ihren Bruder kennen gelernt,“ schrieb Kellstab nun.

Ein halb misshütiger, halb wehmütiger Zug wurde in Beethovens Antlitz sichtbar.

„Ach, mein Bruder, der säwächt viel; der wird sie recht gelangweilt haben.“

Um den unangenehmen Eindruck seiner Äußerung zu verwischen, schrieb Kellstab nun, daß er bei dieser Gelegenheit das Quartett in Es-Dur in jener Gesellschaft gehört habe.

Ein freudiges Leuchten belebte Beethovens matten Blick.

„Das ist so schwer, man wird so schlecht gespielt haben! Ging es denn?“

„Es war sorgfältig eingeübt und wurde gleich zweimal gespielt!“

„Das ist gut! Man muß es öfters hören!“ war Beethovens Antwort. „Wie hat es Ihnen gefallen?“

„Ich war im Innersten tief und heilig erschüttert!“

Beethoven las diese Worte Kellstabs und blieb stumm. Er stand auf und schritt an das Fenster, wo er neben seinem Flügel stehen blieb. In bangfreudiger Hoffnung ging Kellstab ihm nach, trat nahe zu ihm und legte die Hand auf das Klavier; es war der berühmte Flügel des englischen Klavierbauers Broadwood. Beethoven wendete sich zu Kellstab um und sah, daß dieser seinen Blick auf das Instrument geheftet hatte.

„Das ist ein schöner Flügel! Ich habe ihn aus London zum Geschenk bekommen. Sehen Sie da die Namen!“ Er drückte mit dem Finger auf den Balken über der Klaviatur, wo die Namen Kalkbrenner, Ries, Ferrari, Cramer, Knappert und Broadwood in eingeleger Arbeit zu lesen waren.

„Das ist ein schönes Geschenk, und es hat einen schönen Ton,“ fuhr Beethoven fort und griff nach der Klaviatur. Er schlug einen Akkord an; er hatte mit der rechten Hand C-Dur gegriffen und schlug im Bass H dazu an. Beethoven sah dabei Kellstab unverwandt an und wiederholte, um den Ton des Instruments recht klingen zu lassen, den unrichtigen Akkord mehrmals; der größte Musiker hörte die Dissonanz nicht!

Kellstab ergriff es mit unnennbarem Weh, aber sofort griff Beethoven einige richtige Akkordsätze und — brach ab . . .

Bald darauf machte Kellstab seinen Abschiedsbesuch bei Beethoven, reiste dann nach Graz und Ungarn, und als er auf der Heimfahrt den Meister wieder besuchen wollte, war dieser bereits nach Mödling verzogen und hatte nur ein herzliches Abschiedsschreiben für Kellstab hinterlassen.

Bruder Johann war es in Linz zu langweilig geworden, und er war nach Wien übersiedelt, wo er mit seinem Reichthum besser prohen konnte und mit seiner

vierspännigen Equipage in der Stadt lebhaftes Aufsehen erregte. Um seinen berühmten Bruder kümmerte er sich gar nicht und ebensowenig um seinen Neffen Karl, den er in dessen Obhut wohl versorgt wußte. Karl besuchte damals, um einen Beruf anzustreben, das polytechnische Institut in Wien, und Beethoven interessierte sich lebhaft um den Fortgang seiner Studien, der allerdings sehr viel zu wünschen übrig ließ. So ging er eines Tages in die Anstalt dem jungen Assistenten Reuter und wurde von diesem, der ein Verehrer Beethovens war, mit ganz besonderer Wärme empfangen.

Reuter legte seinen Mund an Beethovens Ohr und fragte mit lauter Stimme:

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr van Beethoven?“

„Ich habe einen Neffen!“

„Ich weiß es!“

„Da wollte ich sehen, wie es mit ihm steht.“

„Ich werde mich sofort erkundigen; ich bitte, einige Minuten zu warten.“

Reuter begab sich in die Direktionskanzlei, um genaue Auskunft zu holen, da Karl nicht in seiner, sondern in der kommerziellen Abteilung war. Dort nahm er Einsicht in die Kataloge und sah, daß er leider über diesen Schüler keine guten Auskünfte geben könne. So schnell er in die Kanzlei gegangen war, so langsam kehrte er zu Beethoven zurück; dieser sah an Reuters Miene, daß er ihm nichts Gutes zu verkündigen habe, und sein Antlitz nahm den Ausdruck tiefsten Kummers an.

„Ich habe Ihnen leider nichts Gutes mitzutheilen!“

„Ach Gott! Ach Gott!“ rief Beethoven schmerzlich aus. „Die jungen Leute, ich armer, alter, schwacher Mann!“

Beethoven war tief schmerzlich bewegt und dankte Reuter durch einen stummen, aber vielsagenden Händedruck. Dann ging er, von ihm begleitet, und schritt, ein gebrochener Mann, über das Glacis der Stadt zu.

Im Jahre 1826 erlebte Beethoven eine Reihe von Ehrungen und Erfolgen, aber selbst das freute den tief unglücklichen, seelisch gebrochenen Beethoven nicht allzu sehr. Das Unglück mit seinem Neffen drückte ihn nieder, und doppelt schwer empfand er es, daß Karl nunmehr vor der Prüfung an der Technit stand, die — wie er nur zu gut wußte — nicht erfreulich ausfallen konnte. Auch war Karl leichtsinnig genug, auch noch Schulden zu machen, die Beethoven immer wieder bezahlen mußte, so daß er sich ständig in schlechter Laune befand, um so mehr, als ihn noch Leiden aller Art quälten. Aber der allerhärteste Schicksalsschlag sollte erst noch kommen.

Karl war in den Tagen vor der Prüfung, wurde nebenbei noch von seinen Gläubigern bedrängt, die seinem Oheim die Türe einliefen, so daß es fast täglich böse Auseinandersetzungen und schwere Vorwürfe gab, die aber wirkungslos an dem eigensinnigen Neffen abprallten. Er fühlte sich durch diese Szenen schon längst ermüdet und fand sie abgeschmackt, so daß er den Entschluß zum Selbstmord faßte. Ob es ihm mit demselben auch nur halbwegs ernst war, ist wohl sehr zu bezweifeln, denn die ganze Inszenierung des Selbstmordes und die relativ unbedeutende Verwundung, die sich ergab, waren zu theatralisch, um ernst genommen zu werden, und Karl schien die ganze Sache nur gemacht zu haben, um Beethoven radikal müde zu machen. Der leichtsinnige Bursche dachte nicht daran, wie tragisch sein so empfindsamer Oheim diese Sache nehmen mußte, und in der That waren die Folgen des Selbstmordversuches für Beethoven schlimmer als für seinen Neffen.

Es war im September 1826, als Karl in einer Waffenhandlung in Wien zwei Pistolen und Munition kaufte und damit nach Baden fuhr. Um seinen Tod recht romantisch zu gestalten, ging er auf die Ruine Raubenstein, die malerisch auf einer Anhöhe am Eingange des schönen Helenentales liegt, bestieg deren Turm und angedachts der herrlichen Landschaft, die seinem Oheim so

lieb und teuer war, legte er beide Pistolen an seine Schläfen und drückte los . . .

Wenn es dem Jungen mit seinem Abschied vom Leben ernst gewesen wäre, so hätte er zweifellos tot umsinken müssen, aber beide Schüsse gingen fehl und verletzten nur oberflächlich die Kopfhaut Karls, der heulend und wimmernd zu Boden sank. Zufällige Besucher der Ruine fanden ihn nach kurzer Zeit auf der Plattform des Turmes und nahmen sich hilflos des „Verwundeten“ an, der weitaus mehr jammerte und wehklagte, als es notwendig schien. Man brachte ihn zu Tal und führte ihn zu einem Arzt, der seine Wunden untersuchte, wusch und verband und auf Wunsch Karls dessen Ueberführung in das Allgemeine Krankenhaus in Wien veranlaßte. Dort wurde er nach Bekanntgabe seines Namens auf dem Zahlstod untergebracht, und die Spitalsverwaltung mußte pflichtgemäß seinen Oheim von der Einlieferung des Neffen verständigen.

Karl lag mit verbundenem Kopf in seinem Zimmer im Spital, während ein Beamter der Direktion es übernahm, den in der Nähe im Schwarzspanierhause, wohnenden Beethoven von dem Selbstmordversuche seines Neffen zu verständigen.

Der Beamte stand vor Beethoven und suchte sich so laut als möglich ihm vernehmlich zu machen.

„Ich komme wegen Ihres Neffen Karl, Herr van Beethoven!“

„Sie haben wahrscheinlich Geld von ihm zu fordern,“ erwiderte Beethoven brummig. „Ich zahle nichts für den Lumpen!“

(Fortsetzung folgt.)

Dichter, die einen bürgerlichen Beruf haben.

Zu allen Zeiten spielte die bürgerlich berufliche Arbeit im Leben der Dichter eine große Rolle. Nur wenigen war es vergönnt, sorgenfrei vom Ertrag ihrer Werke zu leben. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Von den rund 7000 Menschen, die augenblicklich in Deutschland schreiben und dichten, können kaum hundert ein wirtschaftlich unbehindertes Leben von ihren Verlegerhonoraren führen. Tausende haben einen geistesverwandten Beruf. Sie arbeiten auf Redaktionen, dramaturgischen Büros oder sind durch ständige Mitarbeiterschaft an Zeitungen und Zeitschriften gesichert. Viele, die nicht gewillt sind, ein banges Dasein von einem Tag zum andern zu fristen, üben einen soliden bürgerlichen Beruf aus, der nicht die geringsten Verdrängungsängste mit ihrem künstlerischen Schaffen hat. Es taucht nun die Frage auf: Lassen sich Künstlerium und Beruf vereinbaren? Nachstehend die Antworten von einigen Dichtern. Sie sind in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise, wo allenthalben Unterstützungsaktionen für notleidende Dichter und Schriftsteller durchgeführt werden, besonders aktuell. Es handelt sich nicht um Persönlichkeiten, die einen bürgerlichen Beruf ausfüllen, als sie ihre ersten Werke schufen, sondern um solche, die heute noch Dichter und Berufsmenschen zugleich sind.

Da ist Wolfgang Goetz, der erfolgreiche Autor des „Reisbhart von Greifswald“, Verfasser des Romans „Das Graulwunder“ und Beamter an der Filmprüfstelle. Er sagt: „Erfahrung hat mich gelehrt, daß für die Produktion bei konzentrierter Arbeit drei Stunden genügen, noch mehr, was darüber ist, das ist vom Nebel, jedenfalls lohnt es selten den Aufwand an Zeit (wobei nicht gesagt sein soll, daß die drei Stunden auch nur Edeles erzeugen). Diese drei Stunden kann der Berufsmensch aufbringen. Drei Voraussetzungen sind jedoch notwendig, daß der Beruf nicht bis an den Schreibtisch folgt, und daß man vollkommen ausgeruht an die schöpferische Arbeit geht.“

Gewiß muß man sich Entbehrungen auferlegen, Geselligkeit einschränken und die Bekümmernisse auf das Unentbehrlichste, das Beste beschränken. Stehen die Entbehrungen aber in irgend einem Vergleich mit der Sorge um den nächsten Tag oder der künftigen Gefahr, Dichtschreiber zu werden oder auf Bestellung zu schreiben? Ich glaube nicht. Auch zeigt ja der Nachblick, daß bis auf Klopstock und Paul Heyse so ziemlich alle deutschen Dichter nur eben im Nebenamt schufen. Und schließlich: wer im Beruf steht, freut sich auf seinen Schreibtisch. Als freier Schriftsteller habe ich das nicht immer getan. Wie ich freilich die Frage beantworten würde, wenn ich allein stünde und nicht für die nächsten Menschen zu sorgen hätte, das weiß ich nicht, ich glaube allerdings doch etwas anders.“

Der Lyriker und Spezialarzt Gottfried Bonn beantwortet die Frage: „Ich bin Spezialarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Unter den medizinischen Spezialitäten ist dies Fach eines von denen, das am meisten Erfolge aufzuweisen hat, das am meisten „heilt“. Innerlich berührt mich das natürlich nicht. Beruflich, denke ich, gehört mein Beruf zu den Naturwissenschaften, d. h. er ist überholt und phrasenhaft wie die ganze Biologie. Bleibt die wirtschaftliche und die zeitraubende Komponente.

Die erstere ist augenblicklich ungünstig. Die Geschlechtskrankheiten verschwinden aus Europa wie die großen Seuchen des Mittelalters verschwunden sind: das Salvarjan hat die Syphilis schon nahezu ausgerottet. Immerhin ermöglicht einem der Beruf, seine Aufsätze schreiben zu müssen über zivilisatorische Phänomene. Die zeitraubende dagegen bewerte ich positiv. Ich bin kein Schriftsteller, sondern Lyriker. Ein Gedicht entsteht nur unter hohem Druck und aus tiefem Nihilismus. Ich bedarf dessen, daß das Dasein mich mit Zeit- und Raummasse, mit Lebensstimmlichkeiten überschüttet, das Ich verdrängt und Ermüdbarkeiten schafft. Im Zusammenhang damit liebe ich am Beruf das Unifforme, Anonyme, das die Differenzierung überdeckt. Ich gehe davon aus, daß Kunst etwas so Fremdartiges, nicht Zurückführbares, aus Vorstufen im Menschen Liegengebliebenes ist, daß man alles gut heißen muß, was diese Ausbruchsträger unfenilich macht.“

Zum Schluß die Meinung Paul Gurlis, der als städtischer Beamter für seinen „Thomas Münzer“ mit dem Kleistpreis ausgezeichnet wurde. „Die Frage, ob sich beim Dichter Künstlerium und Beruf vereinigen lassen, ist praktisch dadurch gelöst, daß es nur außerordentlich wenig Dichter (nicht Konjunkturarbeiter unter Benutzung literarischer Formen und Formeln) geben dürfte, die aus ihrem Wert den Unterstufungslohn für arbeitslose, ungelernete Arbeiter erreichen. Sie sind also zur Annahme eines bürgerlichen Berufes gezwungen. Denn derselbe Staat und dieselbe Gesellschaft, die in langen Erörterungen unter Aussprache prominenter Schichten, von Bildung, Unterricht und Buchhandel über die Verlängerung der Schutzfrist von 30 auf 50 Jahre (natürlich nach dem Tode des Schöpfers) sich unterhalten, kümmern sich nicht im mindesten darum, unter welchen äußeren und inneren Umständen und Hemmungen der lebende Dichter sein Werk schaffen muß!“

Im übrigen bin ich nach einer 24jährigen Dienstzeit als Bürobeamter der Meinung, daß ein bürgerlicher Beruf durchaus nicht die künstlerische Tätigkeit beeinträchtigen muß. Im Gegenteil wird Welt- und Menschenkenntnis gefördert und das notwendige Gegengewicht gegen die beim Dichter außerordentlich starke phantastische Vorstellungskraft hergestellt im Zwang zur Selbstbestimmung und Selbstkritik — nicht zum Schaden des Wertes — anerzogen oder doch verstärkt. Ich habe nicht gefunden, daß mein „amtlicher“ Beruf meinen Dichtungen geschadet hat, ob meinem „literarischen“ Ruf, ist eine andere Frage!“

H. A. Otte.

Das Liebesabenteuer der Prinzessin.

Am rumänischen Königshof pflegt die Liebe stets in heftigem Kampf mit der Staatsräson zu stehen. Dem Beispiel der königlichen Mutter Maria, die nicht nur die schönste Königin Europas, sondern auch die Königin mit der freiesten Lebensauffassung ist, folgen Sohn und Tochter. Die Liebesabenteuer des Kronprinzen Karol und ihre Folgen bedrohen heute das rumänische Volk mit Bürgerkrieg, sind eine Gefahrenquelle für den ganzen Balkan und somit schließlich für Europa.

Aber die jüngste Tochter der schönen Königin Maria von Rumänien läßt sich durch die Erfahrungen ihres Bruders nicht schrecken. Königskronen gelten am rumänischen Königshof nicht viel, jedenfalls weniger als ein romantisches Liebesabenteuer.

Prinzessin Cleana, der schönsten Königin Europas schönste Tochter, die schönste Prinzessin der europäischen Königshöfe, gar schon mehrmals als verlobt mit den künftigen Trägern gewichtiger Königskronen, aber immer wieder mußten diese „Gerüchte“ demontiert werden. An den europäischen Königshöfen war es längst kein Geheimnis mehr, daß Prinzessin Cleana an Neigung zu romantischen Liebesabenturen weder ihrer Mutter noch ihrem Bruder nachstand. Und nun weiß es auch allmählich die rumänische Öffentlichkeit, die schon lange über das seltsame und geheimnisvolle Verschwinden der Prinzessin murrte.

Der Roman begann in den Tagen, da der König von Rumänien auf dem Sterbebette lag. Alle Sorge, alles Interesse richtete sich auf den kranken König, und so sah niemand etwas von den langen Spaziergängen in den späten Abendstunden, die Prinzessin Cleana der Anfang ihrer romantischen Liebe wurden.

Natürlich war's ein Offizier der Leibgarde, der eleganteste natürlich, der festschste, lebenswürdigste, kurzum ein echter Rittermeister, der Casanova der Dulcester Hofgesellschaft. Er war zwar verheiratet, aber das gab seinen Abenteuern nur die notwendige, gefährvolle, reizvolle Folie. Alle Frauen des Hofes lagen ihm zu Füßen, kein Wunder, daß schließlich auch die romantische Prinzessin der Glut seiner Augen erlag. Im Schloßpark begannen die Stellbischeins, während die Königin-Mutter am Krankenbett des sterbenden Königs weinte. Aber auch am rumänischen Königshof gibt es die treffliche Einrichtung des unfehlbaren Nachrichtenapparates, den man Hofplatz nennt, und so brang denn das Gerücht vom Liebesroman der Prinzessin bald auch durch die schweren dunklen Vorhänge des Sterbezimmers zu den Ohren der Königin Maria.

Rittermeister Bajus befand sich plötzlich in einer kleinen, fernen Garnison wieder, draußen am Schwarzen Meer, fern von der trauernden Prinzessin in Sinaja. Aber was wäre eine romantische Liebe ohne den Reiz der noch romantischeren Flucht. Eines Nachts bestieg die Prinzessin mit Hilfe ihrer getreuen Kammerzofe das Schloß Sinaja, und ein Auto brachte sie in jene kleine Garnison am Ufer des Schwarzen Meeres. Der Rittermeister der Leibgarde erwies sich als ein echter, moderner, romantischer Ritter. Vom Auto sprang man ins Motorboot, um in tollkühner Fahrt nach Konstantinopel zu flüchten. Doch die Elemente waren

gegen die Liebe. Ein Unwetter brachte das Motorboot in schwerster Gefahr, so daß das Liebespaar nur mit großer Mühe von einem deutschen Dampfer gerettet werden konnte. Der Kapitän besaß leider nicht Verständnis genug für die Liebesromantik einer Prinzessin, um seinen Kurs entsprechend zu ändern, und dieser Kurs ging zu einem romantischen Hafen. Der Kapitän ward verhaftet, die Prinzessin erhielt Stubenarrest in Sinaja. Aber Königin Maria hatte nicht vergessen, daß auch ihre Jugend voll romantischer Stunden gewesen war. Sie verzichtete der Tochter, und der Liebhaber wurde wieder frei.

Einige Monate vergingen, neue Gerüchte über die Verlobung der Prinzessin mit einem europäischen Kronprinzen tauchten auf — und mußten demontiert werden, denn Prinzessin Jleana war schon wieder verschwunden, diesmal spurlos. Man hatte sich nicht wieder den trügerischen Wellen anvertraut, sondern das sichere Auto gewählt, und in einem verschwiegene Schloßchen am schönen Ufer des Schwarzen Meeres verlebte die glückliche Prinzessin ihren ersten Liebesroman. Inzwischen war die ganze Geheimpolizei Rumäniens auf den Weinen, mit dem Erfolg, daß nach einigen glücklichen Sommerwochen ein Dukend Kriminalbeamte das Liebesnest umstellten, den kühnen Rittmeister und Prinzessinnenführer auf die Festung und die Prinzessin zurück nach Bukarest brachten, wo sie nun unter sorgfältiger Beobachtung gehalten wird, woraus man lernen kann, daß romantische Liebesabenteuer einem Königssohn zwar die Krone, der Königsstochter aber die Freiheit kosten können.

Etwas über das Kartenlegen.

Von Robert Hülfemann *).

Das Kartenlegen, diese vielfach von Zigeunerinnen und besonders dazu begabten Frauen betriebene zweifelhafte Kunst steht auf derselben Stufe wie die Weissagungen aus Sterngebilden und Handlinien.

Irgendeine positive Wissenschaft oder irgendein festes System besteht darüber nicht; jede Wahrsagerin legt die Karten nach einer von ihr erfundenen oder übernommenen Weise aus. Es ist daher fälschlich, einer Weissagung aus Karten irgendwelche Bedeutung beizumessen; nur anormal veranlagte Menschen tun das, oft zum Schaden ihrer eignen Person oder ihrer Angehörigen und Bekannten. „Die Karten trügen nicht!“ sagen die Wahrsagerinnen, damit haben sie recht, aber ihre Schlüsse daraus sind durchweg Trugschlüsse, selbst wenn sie wortgetreu eintreffen. Wer sich bezirren fühlt, sein Glück darin zu probieren, der bediene sich folgenden Leitfadens.

Treff, Kleeblatt, ein Kleeblatt darstellend, bedeutet Glück; Pik, Schuppe, den Totengräber mit Spaten darstellend, bedeutet Unglück; Coeur, Herz, ist das Symbol der Liebe, und Esststein, Rauten, mittelalterlich „Mutten“ = Fenster = Aussicht auf Erfolg = Reichum. Diese grundsätzliche Auslegung ist der rote Faden, der sich durch alle geheimnisvollen Weissagungen schlängelt, die Figuren und Steine sind Vermittler. Das Herzpaar (König und Dame) verkörpert die Menschen, denen die Karten gelegt werden; um diese beiden gruppieren sich die anderen Karten und sollen den dunklen Schicksal haben, der die Zukunft der Betroffenen verbirgt. Es ist einer modernen Pythia freie Hand gegeben, verschiedene Schlüssel anzuwenden; geübte Weissagerinnen haben für jede Karte eine Bedeutung, die verbreitetste ist etwa folgende: Kreuz-König und Dame sind glückverheißende Freunde, Pik-König und Dame: Widersacher (Nebenbuhler), Esststein-König und Dame: einflußreiche reiche Freunde (Beschützer). Die vier Buben stellen dar: Kreuz = St. Joseph, der Heilige für Familienglück, Kindersegnen; Pik = Verführer, Gerichtsvollzieher, böser Einfluß usw.; Herz = Amor, der Liebesgott; Karo = Geldbriefträger, Lotteriefollektant usw. Die Asse bedeuten Siegel oder Briefe, je nach Farbe Glück, Trauer, Liebe, Geld verheißend. Die Augenkarten (7 bis 10) deuten die Grade der Ereignisse, Lebensdauer, Zahl der Kinder usw. an.

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt dem soeben im Verlage von Hesse u. Becker in Leipzig erschienenen illustrierten Werkchen „Das Buch der Spiele“ von Robert Hülfemann, das aus der Praxis für die Praxis geschrieben ist und alle nur erdenklichen Spiele kurz und leichtfaßlich erklärt. (260 Seiten, 2,50 M., geb. 3,50 M.)

Das Grab des großen Dschingis-Khan.

Vor 700 Jahren starb der große Napoleon des fernen Ostens, der Kaiser der Mongolen, der mit seinen Truppen fast ganz Asien eroberte.

Seit 700 Jahren raunt man an den Lagerfeuern in der Wüste Gobi von den Geheimnissen des Dschingis-Khan, an dessen Tod niemand glauben will. Wenn die Flamme des Wachsfeuers aufplodert, kümmern sich die Rücken, niemand wagt aufzublinken, der Dschingis-Khan geht um. Ein jeder hatte ihn schon einmal gesehen, einem jeden war er begebenet, gewalttätig, aber gerecht, furchtbar aber groß, rächend, aber voll Mitleid.

Seit mehr denn hundert Jahren sucht man sein Grab, das Grab des gewalttätigen Mongolenfürsten, das man in der Wüste verbergen hielt.

Nun kommt aus Rußland die Nachricht, die von gewaltiger historischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, daß es dem russischen Archäologen Prof. Koslow gelungen ist, dieses Grab des großen Dschingis-Khan zu entdecken. Wenn diese Behauptung richtig ist, wenn wirklich das Grab des großen Mongolenführers

entdeckt wurde, so besteht die Hoffnung, daß uns reiches Material über jene noch in ziemlichem Dunkel liegende Periode der Geschichte des Ostens zuteil wird. Vielleicht übertrifft dieser Fund an historischer Bedeutung noch das Grab Tutanchamons.

Daß dieses Grab existiert, weiß man seit Jahrhunderten, aber auch seit Jahrhunderten hüten die mongolischen Priester sorgsam das Geheimnis, und keinem der Forscher ist es bisher gelungen, auch nur einen zum Reden zu bringen. Ob die mongolische Bevölkerung überhaupt zu großen Teilen die Lage des Grabes kannte und kennt, ist bis heute nicht aufgeklärt. Viele Forscher behaupten, daß nur ein kleiner Kreis von Priestern, nur einige auserwählte Lamas das Geheimnis kannten. Prof. Koslow, der seit zwei Jahrzehnten sein Leben der Erforschung Zentralasiens widmet, war sich nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, das Grab zu entdecken, darüber klar, daß nur durch genaue Kenntnis der mongolischen Sprache und durch einen jahrelangen, ununterbrochenen Aufenthalt in der Mongolei die Möglichkeit gegeben war, das geheimnisvolle Grab zu entdecken. Schon im Jahre 1889, nach dem Tode seines großen Lehrers, des russischen Gelehrten Przewalski, unternahm er seine erste selbständige Expedition in die Mongolei, um das Grab Dschingis-Khans zu suchen. Dies gelang ihm zwar nicht, dagegen entdeckte er die Ruinenstätte der ehemaligen Residenz der Mongolenkaiser Kara-Korum im Changan-Gebirge. Nach dem Kriege begab er sich dann im Jahre 1922 wieder in die Mongolei zur Erforschung der geheimnisvollen Wüste Gobi. Von einem direkten Nachkommen des Dschingis-Khan, der zeitweilig in Moskau lebte, hat er wichtige Mitteilungen über die Lage des Grabes des großen Mongolenkaisers erhalten. Er erfährt dabei, daß er bei den Ruinen von Kara-Korum schon ganz in der Nähe des Grabes sich befunden habe. Nach fünfjährigem Suchen ist es ihm nunmehr gelungen, in das Grab einzudringen. Die englischen Zeitungen berichten, daß dies Grab noch heute ständig von den mongolischen Priestern aufs sorgfältigste bewacht wird. Das eigentliche Mausoleum liegt im Innern eines Berges und ist ein etwa 12 Kubikmeter großer Raum, mit den Waffen und Trophäen des gewaltigen Eroberers geschmückt. In einem Vorraum stehen astrologische Instrumente, die auf dem Siegeszuge durch Indien gerahmt wurden, hängen diamantengeschmückte Waffen aus Persien und Indien, steht ein gewaltiger Thronstuhl aus geschmiedetem Eisenblech, eine lebensgroße Wüste des Herrschers in Jade geschnitten. Vor dem Grab selbst halten Statuen eines Löwen und eines Tigers neben dem Stretroß des Mongolenkaisers Wacht. Der Sarg selbst ist ein Holzsarcofag, in dem der bestäubte silberne Sarg, von dem seit langem die Sage geht, eingeschlossen ist, geschmückt mit den 78 Kronen der Prinzen und Fürsten, die Dschingis-Khan unterworfen hatte.

Noch steht nicht fest, wie weit diese Berichte der freien Phantasie der englischen Korrespondenten entspringen. Das meiste dieser Angaben ist nicht neu, sondern bereits aus den Erzählungen der Forscher über das, was sie von den Lamas über das geheimnisvolle Grab des Dschingis-Khan hörten, bekannt.

Man wird deshalb abwarten müssen, bis authentische Berichte von Prof. Koslow selber vorliegen. Vielleicht gelangt es, jene Geschichtsperiode des asiatischen Mittelalters mit Hilfe des bei Kara-Korum gefundenen Materials näher zu klären. Bisher wissen wir nur, daß Temudschin einer der erfolgreichsten mongolischen Eroberer war. Er unterwarf mit seinen etwa 40 000 Nomadenfamilien die Nachbarstämme und wurde schließlich 1206 im 51. Lebensjahre von den Mongolen zum Kaiser erhoben. Seine gewaltigen Heerscharen, die wie ein Heuschreckenschwarm die Länder durchbrauschten, eroberten nun einen gewaltigen Teil Asiens. Das ganze Leben des Dschingis-Khan war ein einziger großer Feldzug. Von 1206 bis 1215 eroberte er, nachdem die Mongolei in seinen Händen war, den größten Teil Chinas, erstieg 1209 die chinesische Mauer und zog 1215 in die Hauptstadt Pekin, damals Jenting, ein. Mit neuer Eroberungslust wandte er sich gen Westen, unterwarf Turkestan und lieherte den Russen an der Kalka im Jahre 1223 eine Schlacht, aus der sie, schwer geschlagen, flüchten mußten. Bis an das Ufer des Dnjepr verfolgten seine Horden die Fliehenden. Erst sein Tod setzte seinen Eroberungszügen ein Ende. Sein Sohn Oktai war es, der seinem Vater das gewaltige Grab bei Kara-Korum errichtete und dieses zur Residenz des gewaltigen Mongolenreiches erhob. Der Enkel des Dschingis-Khan, Batu, war es, der die Mongolen 1237 durch ganz Rußland bis nach Schlesien führte, auf seinem Zuge Moskau und Riewn verbrannte und 1241 bei Wahlstatt in der Nähe von Bregenz auf das deutsche Ritterheer unter Heinrich dem Frommen stieß, das ebenfalls von den Mongolen geschlagen wurde. Doch war der Widerstand so gewaltig gewesen, daß die Mongolen nach Südböhmen abschwanken und sich nach Ungarn wandten.

Fröhliche Ecke.

A. (zu einem Freunde, der sich reich verheiratet hat, aber mit seiner Frau in Unfrieden lebt): „Siehst du, ich hab' dir's gleich gesagt, Reichtum allein macht nicht glücklich.“ — B. (seufzend): „Aber würde er mich schon glücklich machen.“

Miskenwendung. Richter: „Sie haben den Zank der beiden Eheleute angehört? Welchen Eindruck haben Sie dabei gewonnen?“ — Zeuge: „Daß ich mei' Lebtag mich heirat', Herr Richter!“

Häuslicher Disput. Er: „Dein roter Hut und deine rote Blase sind genug, um einen Ochsen wild zu machen.“ — Sie: „Und doch bleibst du so ruhig?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.